

EIN UNGARISCHER DICHTER ENTDECKT DIE DEUTSCHE KULTUR*

VON LADISLAUS CS. SZABÓ

EIN DICHTER UND DREI MUSIKER

Wir waren achtzehn Jahre alt und die besten Freunde. Im »Ungarischen König« hinter dem Dom waren wir abgestiegen.

Tönendes, schweres Glockengeläut weckte mich anderen Tags. Das Zimmer war in Goldglanz getaucht ; dieser Glanz von tiefem Feuer strahlte aus der teuren, schönen Politur. Ein Stiefelknecht stand neben dem Waschtisch, und in einem etwas schäbigen goldenen Rahmen über dem Schrank versuchte Napoleon auf die Insel Lobau zu übersetzen. Plötzlich kam mir der Ort bekannt vor. Gerade in so einem Zimmer wandten die vornehmen Landstreicher des Erzählers Gyula Krudy nach einer stillen Messe in Laxenburg ihre Jagdgewehre gegen sich selbst.

— Du wirst sehen, heute gibt es noch ein Duell ! — seufzte mein Freund unter der Decke. Es schien, als hätte auch er die sonderbare Stimmung eingelesen. — Sterbe ich, so soll die Tänzerin von Podolin dir gehören.

Ein Wagen bog in die Straße ein ; unter dem Fenster glitt das Pferd aus, und versuchte, sich mit raschen, scharfen Hufschlägen aufzurichten. Ich zog den gelben Seidenvorhang beiseite. Es regnete. Drüben nähte ein blondes Mädchen beim Fenster, eine weiße Porzellanlampe schien ihr in das Gesicht. Schneebänder leuchteten auf dem Gesims. Schneeregen fiel. — Heute trägt man den spanischen Beichtvater des Kaisers zu Grabe — sagte mein Freund, legte seine Hand auf meine Schulter und blickte auf die trüb glänzende, alte Straße hinaus. Da kam es mir zum ersten Mal in den Sinn, daß ich in der einstigen Monarchie geboren wurde.

Kaum einige Schritte von hier, im Dom aber erinnerte ein Grab mit Gitterwerk an König Matthias. Friedrich III. lag darin, den der ungarische König in die Flucht trieb. Ein siegreicher Flüchtling, — setzte ich in Gedanken hinzu — überlebt er doch seine Niederlagen stark. In den Augen der Frauen erblickte ich den Dichter Bálint Balassi, ihren Tänzer und wilden Geliebten, der nach dem Tanz für den König von Wien starb. Auf dem Burgplatz aber ließ Prinz Eugen von Savoyen sein Roß über ein ungeteiltes Donaureich springen. Bereits am ersten Tag riß Wien meine alten Wunden auf, setzte mich auf die Schulbank zurück, in die einstigen Geschichtsstunden. Ich fühlte mich wie ein protestantischer Galeerensklave, der ausgelöst wurde. Wir waren hierher gekommen, um ein wenig ausgelassen zu sein ; mit trockenen Kehlen bereiteten wir uns auf die nackte Revue vor. Dies war damals der erste Pariser Brocken in der aufgelösten Monarchie ; man mußte ihm bloß bis Wien entgegen-

* Vgl. Juli- und Septemberheft.

reisen. Als jedoch die Nacht über uns hereinbrach, nahmen wir uns aus, wie zwei Schandgesellen im Kerker. Der Winter ging in gespensterhaftem Nebelschleier durch die Stadt; den ganzen Tag brannten die Lampen. Abends saßen wir betrübt in einem Kaffeehaus mit aufgestützten Ellbogen neben den leeren Billardtischen. Gegenüber gab man die nackte Revue ohne uns.

Tags darauf fiel mir im Morgenblatt eine sonderbare Überschrift ins Auge. Fast glich sie dem Titel eines Hexenprozesses. Sie stand in der Bühnenspalte und war die Annonce eines kleinen Theaters. Da wußte ich bereits, daß wir auch an diesem Tag nicht in die nackte Revue gehen werden. Das angekündigte Stück schrieb ein Dichter, da mußten wir hin.

Eine unsinnige Erregung ergriff mich, als fühlte ich, daß an diesem Abend zwei Vorhänge vor mir hochgehen würden. Der des Theaters und der des *echten* Wien. Grillparzer rief mich aus der Schulbank, aus den bitteren Geschichtsstunden, und weihte mich in seine unsterbliche Heimat ein. Denn er hatte das Stück geschrieben; es war eines seiner späteren, mittelmäßigen Werke, »Die Jüdin von Toledo«. Am nächsten Tag aber kaufte ich auch sein Meisterwerk, »Das goldene Vließ«, rang eine ganze Nacht mit dem wankelmütigen Herzen Jasons und die winterliche Morgendämmerung fand mich neben der Leiche Medeas. Ich ging auf Zehenspitzen zum Fenster. Eine Mietsdroschke stand vor dem Hotel, für einen frühen Gast bestellt; der Kutscher gab sich mit dem Docht der Lampe zu schaffen. Draußen mag ein großer Sturm gewesen sein, der wilde Alpenwind tanzte mit den Schneegraupeln. Das Unwetter dauerte schon den vierten Tag. Doch über dem altertümlichen Dach war der Nebel rosig, über den Dächern war kein rechter Winter und hinter den blinden Fenstern sumimte himmlische Musik.

— Wenn ich nun die gegenüberliegende Häuserreihe entzweischieben würde, — dachte ich — genau so geräuschlos, wie ich an das Fenster getreten war, täte sich ganz Griechenland vor mir auf. Eine dünne, altmodische Dekoration trennte mich bloß von dem dunkelgrünen Attika. In dieser Stadt hätte man Zrinyi gehaßt? Gab man hier den Befehl zur Verhaftung Bacsóányis? Wurde das junge Blut der Generation Versegghys hier vergossen? Ich wollte diese bösen Erinnerungen um jeden Preis vergessen. Denn schon liebte ich Wien. Grillparzer hatte es mir angetan. Doch nicht der Hofdichter a. D., sondern der nordische Mensch, der sich nach dem Süden sehnte. Durch ihn lernte ich einen verwandten Seelenzustand kennen.

Grillparzer war nicht der Dichter der Leidenschaft, sondern der leidenschaftlichen Sehnsucht. Er sehnte sich nach der schrankenlosen, antiken Leidenschaft, schrak aber immer wieder davor zurück, beschwor die Leidenschaft herauf, und flüchtete sich vor ihr in marmorne Formen, feine Gefühle und tiefe Stimmungen. Er war wie Wien selbst; Dichter und Heimat glichen sich in diesem Fall völlig an. Man sagte, er hätte keine richtige Heimat gehabt, baute er doch sein Hellas nicht auf die Arbeiten des Volkes, wie Goethe. Aus seiner Jugend — sagte man — fehlten die mehreren hundert Treppenstufen des Straßburger Münsters und die Frankfurter Marktliteratur mit der Faustbroschüre; seinen Gefühlen fehlte der größte Affekt: die Leidenschaft des Volkes, die Wut der »Räuber« und des »Götz von Berlichingen«. Aus Sehnsucht kann keine Heimat geschaffen werden, höchstens edle Formen. Niemals aber lächelt

die Gnade auf diese Formen; wohl sind sie tadellos, doch interessieren sie das Schicksal nicht; sie prangen unter kaltem Himmel, und stürzen niemals in die schäumende Hochflut der Volkseele. Grillparzer war ein vollkommener Künstler, doch denkt man zwischen seinen Marmorbergen unwillkürlich an die siedendheißen Gerölle Schillers. Grillparzer war es an seinem Werk gelegen, Schiller nahm selbstvergessen die großen Leidenschaften des Jahrhunderts auf; der Gesegnetere unter beiden ist dennoch der, der mit diesen Leidenschaften allerdings ein wenig veraltete, dem es nicht an seinem Werk gelegen war.

Grillparzer hätte viel über diese Bilanz gegrübelt. Auch er hatte eine Heimat: Wien. Eine der kleinsten, aber trauesten Heimaten der Welt. Deutsche, spanische, italienische, französische, polnische, russische, kroatische, tschechische und ungarische Wolken waren vor dem Mondgesicht der winzigen Heimat vorbeigezogen, und dem flimmernden Silberlicht entglitten Landschaften und Menschen immer wieder. Grillparzer liebte diese Schleier, dieses kokette Versteckspiel zwischen griechischer Schönheit, lateinischer Eleganz, slawischer Lüsternheit, ungarischem Leichtsinn und deutscher Poesie. Er erkannte in dieser Heimat sich selbst, statt der Leidenschaft verfiel auch er der Sehnsucht, er sehnte sich nach dem lodernen Untergang, tändelte aber ein Leben lang in der Sofaecke, so daß seine Flamme in sinnlichem Versteckspiel, selbstmarternden Quälereien und reizvollem Klavierspiel zu vier Händen verrauchte. Wird ein solcher Mensch zufällig als Künstler geboren, so ist er gewöhnlich ein großer Formkünstler. Sein Leben schwebt in regenbogenfarbenen Stimmungen, schwermütigen Künstlerträumen auf und ab, er sehnt sich nach Leidenschaft, doch — so sehr er sich auch nach vorne beugt — niemals stürzt er in den Strudel. Möglich, daß der Strudel ihn nicht braucht. Seine fünf Sinne sind gierig, seine Seele aber eine enge Spalte: sie läßt jene großen Gemütsbewegungen nicht durch, die sie mit den Mitmenschen vereinen würden. Diese Art von Menschen kann niemals im gemeinsamen Schicksal aufgehen. Nicht, als ob sie die Vernichtung fürchteten. Auch sie sind nicht feig. Sie schonen sich wider ihren Willen, ihre innere, geheime Bussole weicht den zerstörenden, neuaufbauenden, gemeinsamen Gemütsbewegungen aus. Diesen Kompaß hatte das Schicksal in sie hineingelegt. »Du sollst den Menschen gehören«, — sagen die Götter dem einen — »sei Schiller!« »Du gehöre vor allem dir selbst«, — sagen sie dem anderen — »sei Grillparzer!« Propheten und hochmütige Künstler gehorchen in gleicher Weise einer höheren Stimme. Und wie Erasmus Luther niemals vernichten konnte, und Luther nicht Erasmus, können sich auch diese Menschen nicht gegenseitig vernichten. Absichtslos opfert sich der eine, schonet sich der andere; die Seele des einen ist winddurchweht, die des anderen windstill, die eine wuchert, die andere wird zu einem französischen Garten. Es ist Sache der Menschen, sich gegenseitig nicht zu verstehen und die der Götter, beide zu verstehen.

Nun erst merke ich, daß ich in Grillparzer ein wenig mich selbst darstelle. Gewiß gibt es zwischen zwei Menschen eine geheimnisvolle Seelenverwandtschaft, wenn das Vorbild den Pinsel uns selbst zuwendet und das Porträt während des Entstehens zu einem Selbstbildnis wird. Am schwersten ringt der Mensch in seinen mächtigen seelischen Ahnen mit seinem Schicksal.

Und nicht selten sind sie es, die selbst seinen guten Willen und seine Ehre gerade gegen die eigenen Zweifel und Selbstanklagen verteidigen.

Der Wagen fuhr vom Hotel ab. Drüben entzündete sich die Porzellanlampe; der Tag begann. Matt glänzten die massiven, halbhundertjährigen Möbel im Zimmer. Napoleon wollte an der Hand eines Pioniers die Insel Lobau erklimmen. Mein Freund erwachte.

— Du, ich habe Wien sehr lieb gewonnen — sagte ich still, und legte mich zurück.

Er stützte sich auf dem Kissen auf und lachte:

— Ich wußte es wohl, daß es so kommen wird: immer verliebst du dich in deine Feinde.

Ich tat Zrinyi, Bacsányi, Verseghy, Wesselényi, Petöfi Abbitte und gelangte, den Pfad der Geschichte verlassend, in das wahre Wien. In den folgenden Jahren suchte ich Wien öfter auf, im Winter und im Sommer, vor allem aber im Sommer die ausgestorbene Stadt.

Es war ein Hof im Mond, in dem ich da stand: in dem gleißenden Silberdunst sprach man spanisch. »No le duele a usted el corazon mi Senor? Porque esta usted palido« — sprach ich einmal ein schwarzes Bildnis mit langem Gesicht in der Sammlung Harrach an. Ich stand allein inmitten des ganzen spanischen Hofes. Sie waren traurig, schwermütig leutselig, als hätten sie von der Welt keine Ahnung.

Diese stolzen, kranken, ahnungslosen Menschen waren Zeitgenossen des Palatins Wesselényi, der Zrinyi und Rákóczi. Aber statt mit ihren Zeitgenossen berieten sie sich mit ihren Beichtvätern, im Geheimen, hinter Bettvorhängen oder auf dem Betschemel. Sie wählten sich schlechte Berater. Immer wieder hörten sie, bis sie es schließlich glaubten, daß aus der großen Macht dauernder Friede erwachse. Aus der großen Macht aber ging nur schwere Knechtschaft hervor: verwilderte Menschen auf ungarischem Boden, eine Lakaienkunst in den italienischen Provinzen. Es lohnt sich einmal einen gemeinsamen Blick auf diese beiden Länder zu werfen, die eigentlich nur in Wien von einander hörten. Fernliegende Symptome, dem Anschein nach verschiedene Krankheiten klären sich gegenseitig durch den gemeinsamen Herrscher auf.

Der Hof wollte den Ungarn zähmen und machte ihn zu einem reißenden Wolf, förderte die italienische Kunst und beraubte sie ihrer Würde. Der Kurutzenführer Thomas Esze war als Untertan, wie die Strolche von Neapel als Maler. Werfen wir zuweilen auch auf den Globus einen Blick! Europa war stets eine kleine Halbinsel, mit gleichmäßig stürmischen samenstreuenden und zerstörenden Winden. Hier wurden in allen Ländern zugleich die Menschenwürde, der Geist und mit ihnen die wahre Kunst vernichtet. Was an der oberen Theiß schädlich war, war es auch in Neapel; es trieb den Ungarn ins Röhricht und machte den Italiener zum Lakaien. Kein Zufall, daß Johann Hunyadi den erhabenen Piero della Francesca, Thomas Esze aber bloß den zerrütteten Magnasco zum Zeitgenossen hatte. In dem trüben Mondlicht der Habsburger wuchsen weder schlanke Königinnen von Saba in Toskana, noch Kreuzritter in Ungarn. Uns Ungarn trieb ein allmächtiges Arbeitskabinett in Wien ins Röhricht zurück, aber in dieses düstere, dumpfe Arbeitszimmer wurde auch kein Bild Lionardos gehängt. Einfältige, des Schreibens unkundige

Einsiedler, brüllende Simsone, kopflose Rumpfe, gekreuzigte Apostel dampften in den Goldrahmen. Die Bewohner der Burg hatten schlechte Einbläser, schlechte Ratgeber. Ein Weltschauspiel wurde von hier gelenkt, doch trug man nur für den pomphaften Vorhang Sorge. Hinter diesem zitterte die Seele, Thomas Esze knirschte mit den Zähnen und die Maler von Neapel badeten in Blut. Um wie viel reicher war die frühere, kleine Bühne, auf der zwischen unbemalten Dekorationen Masaccio die Perspektive berechnete, der Bischof von Pécs italienische Kodexe sammelte und das kleine, Handwerker-Wien den südlichen Domturm baute.

Dennoch zog diese vergiftete Größe an. »Auch das Unnatürliche ist Natur« — heißt es bei Goethe. Ich wehrte dem Groll des Thomas Esze, »nicht meine Sache ist die Rache«, wiederholte ich in mir. Vielmehr beschwor ich Bálint Balassi herauf, seinen Kavaliertanz bei Hof und seine männliche Kraft in den Armen der Frauen. Damals schrieb ich meine ersten Novellen; gleich aus der ersten zitiere ich:

»Meine Ahnen waren keine maßlosen Seelen und lauschten nicht mit den Ohren des Propheten Daniel in die Nacht hinaus, wie es die Siebenbürger tun. Bitter und resigniert war mein Geschlecht; der Habsburgerdienst bändigte ihre düstere Phantasie, und nur ihre schwermütigen Tänze und prächtigen Roße verrieten, daß ihre feierliche Maßhaltung zerrüttete, himmelstürmende Träume birgt.«

Selbstverständlich war dies erlogen. Meine Ahnen hatten die Habsburger niemals gesehen. Und noch vor einigen Jahren lauschte auch ich selbst mit den Ohren des Propheten Daniel in die Nacht hinein, vor einigen Jahren jagte auch ich noch mit den Reitern der Apokalypse. Ich denke an meine Erschütterung in München.

Ich log, doch war diese Lüge für mich ein seelisches Bedürfnis. Sie bedeutete den Anbruch meiner »Klassisierung« unter dem Einfluß des ersten Semesters in Paris, der ersten Romreise und der häufigen Besuche in Wien. Wien ist der eine Pfeiler meines Latein-Europas.

Eines Sonntags hörte ich im Vorbeigehen Gesang aus der Karlskirche. Die Tür war nur halb zu, ich trat ein. Eine hohe, blonde Frau stand hinter der letzten Bank, hörte meine Schritte, wandte sich um und lächelte mich still an. Engel sind unsichtbar, dieser eine aber war damals sichtbar. Er brachte eine Freudenbotschaft. Man sang die Krönungsmesse Mozarts und in mir begann ein fürchterlicher Frost aufzutauen, den ich Jahre hindurch vergebens angehaucht hatte.

Ich glaubte unmusikalisch zu sein. Sieben oder acht Jahre stolperte ich auf dem Klavier herum und versagte stets beim dritten Anschlag. Inzwischen wählte mich der Komponist Franz Farkas zu seinem Textschreiber. (Wir gingen in eine Klasse, und machten auch das Abitur zusammen.) Vorher aber wollte er mich heranbilden, ich mußte mit ihm Konzerte besuchen. Selbst Kammermusik hörte ich, halb im Traum, die elektrischen Birnen zählend. Aus dieser Urzeit kenne ich die Qual der Minister, Staatssekretäre, Oberbürgermeister und vornehmer ausländischer Gäste auf den Galakonzerten. Ich muß nur in meine damalige Haut zurückschlüpfen. Schließlich sah auch Franz Farkas ein, daß nicht ich sein Boito bin.

Ich aber litt wegen meiner Unmusikalität. Es war eine demütigende

Pein und gemahnte an die Qual der Kastraten. Die musikalischen Sultane lagen vor mir in Umarmungen mit Melodie, und pachten mit einem leichthingeworfenen »ti-ti-tam« oder »ta-ta-ta-tam« auch die Hüften der wilden Mädchen. Ich flüchtete aus diesem qualvollen Liebesgarten und hörte nie mehr Musik.

Mozart erlöste mich aus diesem bösen Zauber, als für mein Ohr Musik fast schon ganz erkaltet war. Daher kann ich ihn nicht in der ihm zunftmäßig bestimmten musikgeschichtlichen Stellung, »als drittes Glied der europäischen Vollendung« betrachten. Für mich ist er der Zaubermeister; erhebt er den Finger, so hacke ich ihm Holz klein, oder trage einem gezähmten Kaliban gleich Wasser.

Die Krönungsmesse ist ein Jugendwerk Mozarts, die man nicht unter seinen Meisterwerken zu nennen pflegt. Indessen kann der Zauberer selbst mit dem kleinen Finger Wunder bewirken. An diesem Tag wandte sich meine Seele, von einem unsichtbaren Wind getrieben, und ich begann die Musik zu suchen. Einstweilen seine Musik. Ich ging ihm in die Küche nach, folgte ihm auf dem Postwagen, beim Begräbnis seiner Mutter; ich war bei der Verlobung Haffners, in Prag, kochte mit seiner Gattin Punch, rüttelte ihn beim Morgengrauen auf dem Sofa wach, kurz, ich wollte einen begnadeten Augenblick, einen natürlichen Zustand verwandeln. Ich glaube, genau so erginge es jenem, dem die Schuppen von den Augen vor den Stanzen Rafaels im Vatikan fielen. Beiden würde ohne Kampf jene Harmonie zuteil, die die Kunst zu einer Tat der Barmherzigkeit verwandelt. Am besten ist es, die Kunst an ihnen zu beginnen. Denn man kann nie spät genug erfahren, daß der Preis dieser Barmherzigkeitstat zuweilen ein grausames Ringen ist. Man kann es nie spät genug erfahren, daß es auch einen Michelangelo und Beethoven auf der Welt gab.

Das Salzkammergut war seine Mutter, lateinische Musik sein Vater. Die Vereinigung von Nord und Süd hatte noch niemals Ungeheuer gezeugt, sind doch diese die Strafe feiger Inzucht. In Mozart umarmten sich diese beiden Welten unmerkbar — bei Goethe oder Gluck erfolgte es noch unter Blitz und Donner, — aber die Hochzeit war dennoch dämonisch, und offenbar lag seine überirdische Kraft darin. Es war eine Kraft, wie die der Engel, die durch bloße Berührung töten können. Meist aber zitterten die Menschen mit heiligem Schaudern nur vor Künstlern, die keuchend mit der Materie ringen. Mozart läßt nicht einmal seinen Atem hören, er hält seine fürchterliche Kraft geheim. Wo andere keuchen, zerstäubt er den Stoff mit seinen Fingern. Und stets geht ein Strahlen von ihm aus, er klappt nicht zusammen, verzagt nicht, wird nicht müde, wie die Sterblichen. Für mich ist er der furchtbarste Künstler. Denn für mich ist der Wirbel, der Strudel am furchtbarsten, den die Menschen mit trockenem Fuße, arglos durchschreiten.

Doch will ich nicht weiter über meinen Zaubermeister reden, kann ihn doch niemand so gut kennen, wie ich, der »Unmusikalische«. Nun sitzt er gerade draußen in der Küche auf einem Holzkorb und lauscht dem Geplauder der Frauen. Ich will ein wenig zu ihm hinaus, dann fahre ich fort zu schreiben.

Ich studierte Volkswirtschaft — genauer Wirtschaftsgeschichte —, die bekanntlich schon mit dem Fleiß des Urmenschen beginnt. Man braucht bloß den Boden ein wenig aufzuwühlen und schon liegen die

Denkmäler des ersten Fleißes — und der ersten Mordanschläge — vor uns. Hallstatt im Salzkammergut ist der Fundort von besonders vielen Beilen, Töpfen, Nadeln — weshalb auch die frühe Eisenzeit Hallstattzeit genannt wird. Einen Sommer trieb mich meine Neugierde dahin.

Mache ich mich aber einmal auf den Weg, so fällt es mir schwer, nicht den nächsten Zug zu besteigen. Kaum daß ich einige Brustnadeln in Gedanken auf den Busen einer Dame aus der Steinzeit probierte, fiel mir ein, daß es vielleicht beim Wolfgangsee weniger Regen gibt. Allerdings kam mir der Regen auch dorthin nach, aber am nächsten Tag — es war ein kalter, grauer Morgen — öffnete der Meßner vor mir den Flügelaltar Michael Pachers. Pacher war einer der Athleten der deutschen Kunst und dachte auch in Athleten. Er stellte Riesen zwischen riesige Säulen mit der jauchzenden Frühling Freude der Perspektivenmalerei.

Schon schrieb ich, ja, schrieben wir, daß echte Kunst mit vielen tausend kleinen Lungen atmet. Nicht die Kaiserzeiten sind groß; sie sind gewöhnlich die Epidemieperioden der Kultur. Straßen, Sporthallen, Bäder werden erbaut, alles für das Volk, im Namen des Volkes. Aber die Geige wurde in einem Dorf erfunden und die Dörfer in den Alpen bergen keusch die schönsten Flügelaltäre. Diese Dörfer sind die reinsten Atmungsorgane der Menschheit. Die Alten ahnten dies, gliederten sich in kleine Gemeinden und versuchten neben einem Geigenmacher oder Altarschnitzer edler zu werden. Mir war eine Woche neben einem solchen Altar vergönnt.

Salzburg liegt unweit von St. Wolfgang. Als ich dort ankam — um die Mitte der Künstlerwochen, — war in den Hotels nicht einmal mehr für eine Stecknadel Platz. Wieder war es eine liebe, saubere alte Frau, die mir behilflich war.

Abends gleicht die Stimme Salzburgs der Roms: es spricht in der Sprache der Glocken und Springbrunnen. Schon vor meiner Romreise lernte ich hier die Seelen der Brunnen kennen. Das Wasser erstirbt, erklingt, begleitet wieder und verläßt dich, ist oben lauter Spiel, unten lauter Ruhe, wild romantisch, wenn es hervorbricht, und fließt es über zwei-drei Marmormuscheln nieder, so wird es bereits klassisch. Dieses Geheimnis der Wasser erzählte einmal C. F. Meyer:

*Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die sich verschleiernd überschießt
In einer zweiten Schale Grund.
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht...*

Am ersten Tag ließ ich zwei Marmorrosse in meine Kutsche spannen und fuhr zur C-Moll Messe Mozarts. Ich kann diese Methode den armen Vagabunden meinesgleichen wärmstens empfehlen. Wer seine Phantasie beherrscht, ist auch unter Reichen ein großer Herr. Mich z. B. störten die amerikanischen Millionäre nie.

Erinnere ich mich recht, so gab man gleich am folgenden Abend Glucks »Orpheus und Eurydike«. In einer Novelle wies ich bereits darauf

hin, was mir bei dieser Vorstellung widerfuhr. Langsam zog das Gewitter herauf, stieg höher und brach von einem Flötenklang los. Orpheus suchte Eurydike gerade auf den Gefilden der Seligen. Da schüttelte mich bereits das Weinen. Es ist kennzeichnend, daß nur mein Nachbar davon betroffen wurde. Zu meiner Rechten saß eine häßliche Frau und lächelte mich öfter an. Sie begriff, daß in meiner Seele alles in bester Ordnung ist.

Mozart tränkten die Götter aus ihrer hohlen Hand. Gluck entriß das Geschenk ihrem feuersprühenden Mund. Dies aber ging nicht leicht und nicht rasch : er war fast fünfzig Jahre alt, als er sein erstes Meisterwerk schrieb. Bis dahin rang er unzufrieden mit der Versuchung, dem leichten Welterfolg : der zeitgenössischen italienischen Oper. Schon damals hatte dieser Stil Kunstgriffe, die selbst den grimmigsten Bären in eine Fee verzauberten, Gluck aber wollte sich von der Bärenhaut nicht trennen, in dieser wollte er die Schwierigkeiten bezwingen. Er wollte keinen Zauber, sondern Wahrhaftigkeit. Von dem ungarischen Musikhistoriker Benedikt Szabolcsi entlehne ich den schönen Vergleich, daß um dieser Wahrheit willen auch er als Orpheus in die Unterwelt hinabsteigen mußte. Oben hielten falsche Orpheen falsche Eurydiken in den Armen, und die Welt war der Ansicht, dies sei lateinische Kunst. Nur der schwerfällige, langsame, grüblerische Deutsche wußte, daß der Weg zu ihr wieder durch die Hölle führt. Und in der Tiefe der Unterwelt, unter Blitz und unsagbaren Erschütterungen begegnete er ihr in der Tat. Über seinem Haupte trieben sich schwatzende Abbés im Sonnenlicht herum, hier unten aber führten ihm die Platoniker von Florenz und Monteverdi, der Titan von Venedig die schmucklose, weißverhüllte Frau entgegen. Gluck floh den leichten Weltruhm, stieg vor der italienischen Oper in die Unterwelt hinab und fand dort nicht germanische Nebelgötter, sondern den wahren, antiken Süden. Er war der Erlöser dieser südlichen Kunst, die von den italienischen Künstlern seiner Zeit verraten wurde. Es war dies auch seine eigene Wiedergeburt ; neue Ahnen erschienen auf seinem Stammbaum, lauter griechische und lateinische Köpfe : Caccini, Peri, Monteverdi, Racine, Rameau und Euripides. Mit grauem Haar und roten Backen führte er die Wahrheit von Treffen zu Treffen, kämpfte gegen entartete Lateiner um das antike Erbe, gegen Italiener in Wien um die alte Idee, gegen schwatzende Abbés um den kampflustigen, silbergepanzerten, tapferen Monteverdi. Mit sechzig Jahren behauptet er den Kampfplatz noch immer vor dem zurückweichenden Feind, mediterranes Licht strömt auf ihn nieder, in dem sich Iphigenie erhebt und zu den Göttern um den Sohn des Waldhüters aus der Oberpfalz fleht.

Meiner dritten Leidenschaft, Schubert, begegnete ich in der Zeit, da ich noch »unmusikalisch« war. Wir wohnten in einer Mietskaserne der äußeren Josefsstadt. Der Zusammensturz warf uns aus einem rebenumrankten Hof in Kolozsvár auf diesen Misthaufen. Auf den Straßen welkten damals die Oktober-Astern, knallend gingen Gewehre los, einmal knatterte hinter unserem Rücken sogar ein Maschinengewehr. Die Zöglinge des Ludoviceums wurden in der Telephonzentrale der Theresienstadt bestürmt. Um diese Zeit wurde Pankratius Kacsóh unser ständiger Gast. Er wohnte über uns, anfangs allein, später mit den furchtbaren Gesichtern des beginnenden Wahnsinnes.

Es ist mir peinlich, den abgegriffenen Vergleich zu gebrauchen, aber dieser Musiker scheint in der Tat den Werken E. Th. A. Hoffmans entkommen zu sein. Er ließ sich die Haare ganz kurz scheren, an Stelle seiner Augen gähnten zwei knochige Höhlen, ein langer, bläulicher Mund riß in sein graues Antlitz eine graue Spalte, und er lachte heiser und erregt auf. Unser Flügel stand in der Ecke, Kacsóh spielte unter einer kleinen Lampe. Leise, verschleiert, leidenschaftlich sang er Schubert, als wollte er mit dem Lied in die weite Welt ziehen. Ich glaube, daß er in der Tat am liebsten davongegangen wäre. Er war ein kluger Mann und wußte wohl, was seiner harrte.

Seit einem Vierteljahrhundert verfolgt mich diese brennendheiße, heisere Stimme. Kacsóh spielte zwei Frauen. Ich lauschte im Nebenzimmer, im Dunkel. Ich war der Meinung, daß er das Lied nur »markiert«. Heute weiß ich jedoch, daß den »Lindenbaum«, »Doppelgänger« und »Die Winterreise« niemand schöner sang, als er.

Schubert wurde förmlich in den Rahmen des bürgerlichen Biedermeier gezwängt. Wer aber in die Tiefen seiner Seele lauscht, weiß, daß er aus einer weiteren Welt kam. Heute darf auch ich mich zu diesen zählen. Seine Lieder erschließen das mittelalterliche Europa: nun blühen die Steinrosen auf den Domen von Bamberg, Straßburg und Reims, jugendliche Kirchen erstehen auf dem Horizont; ich begegne auf meinem Weg heiteren Pilgern, französischen Steinmetzen und Verse machenden Grafen. Für Schubert bedeutete Gastein das Ende der Welt. Weiter kam er nicht. Seine Lieder aber fliegen zurück in jene ungebundene, bewegte, selbstsichere Welt, in jenes kirchenbauende Gemeineuropa, in dem der Wind noch den Duft der Alpenblumen mit dem der Blumen aus der Provence, den Tälern der Donau und Garonne vermengte. In Gluck und Mozart verschwisterten sich Nord und Süd, in Schubert Germanen und Kelten.

Die Genies sind stets nur dem Schein nach schuldlos. Auch hinter dem harmlos zankenden Wiener Sänger reckte sich sein dunkleres Selbst: Klingsor, der gefährliche Zauberer. Vereint waren sie durch das All geflogen, vereint sangen sie das gleiche Lied. Die Zeitgenossen aber hörten nur noch die eine Stimme, die harmlosere. Es brauchte Zeit, bis auch die tragische Stimme zu uns niederstieg, das düsterere Lied Klingsors in den Symphonien und Liedern.

Den schwierigsten Fragen meines Lebens und Handwerkes begegnete auch ich in den Werken Goethes. Durch ihn lernte ich begreifen, daß es nach dem Vorbild von »Ungartum und Europa« auch für das Deutschtum einen befruchtenden und schmerzvollen Zwiespalt gibt. Auch das Deutschtum hat einen unerledigten und nicht zu schlichtenden Streit mit Europa. Nur in der Musik verstummt dieser zuweilen. Hier aber verstummt er so, daß er fast um seinen Sinn kommt. Kommt es doch bei Mozart vor — wie wir es wohl wissen —, daß er leicht ist, wenn er als Deutscher und düster ist, wenn er als Lateiner zu uns spricht.

Drei Bäume sehe ich an einer sizilianischen Quelle, eine schlanke, silberne Birke, eine schattenspendende Eiche und eine Trauerweide. Mozarts, Glucks und Schuberts Seelen leben in den drei Bäumen, über dem kristallinen Quell. Ihre herabfallenden Blätter aber verwandeln sich auf dem Wasserspiegel zu Myrthen und Orangenblüten.